



Harald von Witzke ist emeritierter Professor der Humboldt-Universität zu Berlin und berät mehrere Regierungen.

Foto Matthias Lüdecke

„Öko ist nicht nachhaltig“

Agrarökonom Harald von Witzke über Hunger und die neue Nahrungsmittelknappheit

Herr von Witzke, bekommt unser Globus auf Dauer zehn Milliarden Menschen satt?

Wenn wir alles richtig machen, können wir 2050 zehn Milliarden Menschen ernähren, die natürlichen Ressourcen schonen und die Biodiversität und natürliche Lebensräume erhalten.

Aber zu welchem Preis?

Fragen Sie lieber unter welchen Voraussetzungen. Das wären nämlich die einer innovativen und damit hochproduktiven Landwirtschaft.

Das klingt allerdings nach Intensivlandwirtschaft, bei der es nur um Flächenerträge geht.

Richtig. Wir leben in einer Ära neuer Knappheit. Der mehr als einhundert Jahre währende Trend sinkender Agrarpreise ist zu Ende gegangen. Die Jahrtausendwende markiert diesen Wechsel. Seither steigen die Preise tendenziell.

Auch in der Europäischen Union?

Die EU ist zu einem der weltgrößten Nettoimporteure von Agrarprodukten geworden. Es gibt keine Agrarüberschüsse mehr. Das bedeutet: Die EU benötigt riesige Flächen außerhalb ihrer Grenzen, um die Bedürfnisse nach Agrarprodukten zu befriedigen.

Wie groß sind die?

Zwischen 17 und 34 Millionen Hektar im Jahr nutzt die EU per Saldo außerhalb ihrer Grenzen zusätzlich zu ihren eigenen Flächen. Das ist nichts anderes als Landraub, weil die Agrarprodukte, die in der Fremde produziert werden, den Menschen dort nicht zugutekommen können.

Dann brauchen wir mehr Nutzfläche?

Dieser Prozess ist längst in vollem Gange. Grasland wird umgebrochen, Regenwälder werden abgebrannt, um neue Ackerfläche zu schaffen. Vor dem Hintergrund steigender Agrarpreise macht das auch Sinn. Nur können wir das nicht wirklich wollen. Nicht nur, weil der Regenwald zerstört wird, sondern auch, weil durch die Ausweitung sehr viel CO₂ freigesetzt wird. Und zwar mehr, als durch die weltweite Industrieproduktion und das weltweite Transportwesen in die Luft geblasen werden.

Woher soll die Nahrung denn sonst kommen?

Entweder dadurch, dass man die landwirtschaftliche Nutzfläche ausdehnt oder indem man auf den vorhandenen Flächen mehr produziert.

Was ist besser?

Die erste Option ist nicht wirklich verfügbar. Die produktivsten Böden werden bereits weltweit genutzt. Es gibt keine nennenswerten Bodenreserven mehr. Und dort, wo sie noch bestehen in Form tropischer Regenwälder oder der Savannen Afrikas, sollten wir sie nicht landwirtschaftlich nutzen – aus Umwelt-, Klima- und Artenschutzgründen.

Also brauchen wir eine höhere Produktivität?

Genau – die Erträge je Fläche müssen steigen.

Für die Verfechter der Öko-Landwirtschaft ist das aber ein rotes Tuch.

Seit der grünen Revolution der 60er und 70er Jahre nehmen die Produktivitätszuwächse ab. Wir haben über Jahrzehnte die Landwirtschaft regelrecht vernachlässigt. Das Ergebnis sehen wir heute: steigende Knappheit, erhöhte Preise und eine wachsende Anzahl von Menschen, die wieder hungern. Wollen wir das?

Ist denn die Produktivität beliebig zu steigern?

Nicht beliebig, aber erheblich – vor allem auch in den Entwicklungsländern. Mein Nachbar in Niedersachsen erntet unter optimalen Bedingungen bei genügend Regen und Sonne 12 Tonnen statt normalerweise acht Tonnen. Daran sehen Sie, dass es noch Spielraum gibt.

Warum ändert sich da nichts?

In den Entwicklungsländern ist die Vernachlässigung der Landwirtschaft chronisch. Aber auch wir haben sie nicht weiterentwickelt. Wir haben die Bauern in der EU ja sogar dafür bezahlt, dass sie ihre Flächen nicht bewirtschaften.

Nun müssten die steigenden Preise eigentlich dazu führen, dass sich dieser Trend umkehrt. Ertragssteigerungen lohnen sich wieder und damit auch die Forschung dafür.

In der Ukraine oder Russland kann man die Reaktion darauf schon beobachten. Dort wird wieder unglaublich viel produziert. Tendenziell sind steigende Preise eine gute Nachricht für die Bauern nicht nur in der EU, auch anderswo.

Und was ist mit den Millionen Hungernden in Afrika und Asien?

Das ist die Kehrseite der Medaille steigender Preise. Agrarprodukte sind zu teuer. Dadurch wird die Sicherung der Weltenernährung zu einem ganz zentralen Problem. Nicht nur humanitär, sondern

auch sicherheitspolitisch. Das ist die Lektion, die wir 2007 und 2008 oder auch 2010 und 2011 gelernt haben: Ein hohes Preisniveau führt in den Entwicklungsländern zu politischer Instabilität und Gewalt. Wir sehen inzwischen auch, wie mobil die Menschen geworden sind, wenn es bei ihnen zu Hause zu wenig Sicherheit und zu wenig zu essen gibt.

Aber selbst für die Bauern in Entwicklungsländern müssten die steigenden Preise doch Anreize sein, sich der Landwirtschaft zuzuwenden. Was läuft da falsch?

Die armen Länder waren tatsächlich einst Nettoexporteure von Agrarprodukten. Jetzt sind auch sie Nettoimporteure geworden. Die Ernährungsbehörde der Vereinten Nationen FAO erwartet dazu noch, dass sich die Import-Lücke dieser Länder zwischen 2000 und 2030 verfünffachen wird. Sie müssen deshalb dringend in die Lage versetzt werden, auf den vorhandenen Flächen wieder mehr zu produzieren.

Und wie?

Man könnte schnell helfen. Es leiden diejenigen Regionen am stärksten unter Hunger, in denen die Bauern den geringsten Zugang zu modernen Technologien der Landwirtschaft haben. Damit meine ich nicht große Mährescher, sondern Mineräldünger, züchterisch bearbeitetes Saatgut und modernen Pflanzenschutz. Wenn sie hierzu Zugang bekämen, wäre schon viel gewonnen.

Derzeit leiden die Menschen in Afrika vor allem unter der Dürre. Da würde so etwas nicht helfen.

Nein, aber Nahrungsmittelvorräte schon. Dürren sind akute Phänomene. Hier muss die Weltgemeinschaft helfen. Aber ganz unabhängig von Dürren werden die armen Länder in den nächsten ein oder zwei Jahrzehnten nicht annähernd in der Lage sein, mit eigener Produktion die Nahrungsmittellücke zu schließen. Sie stecken sozusagen in der Malthusschen Falle, also dem Verelendungswachstum dadurch, dass die Bevölkerung schneller wächst als die Nahrungsmittelproduktion. Das heißt andersherum: Auch wir hier in Europa müssen wieder mehr produzieren. Statt dessen kaufen wir den Entwicklungsländern die Agrarprodukte regelrecht weg.

Und die Nahrungsmittelspekulanten?

Die spielen bei diesen großen Trends keine Rolle, sondern profitieren lediglich davon. Für die Knappheit sind sie

nicht verantwortlich. Der Schlüssel im Kampf gegen Hunger und Mangelernährung bleibt die Steigerung der Produktivität. Wenn es uns gelingt, auf den vorhandenen Flächen mehr zu produzieren, können wir uns auch mehr natürliche Lebensräume leisten.

Das werden die Vertreter ökologischer Landwirtschaft nicht gerne hören.

Dabei müssten sie es eigentlich wissen: Öko ist nicht nachhaltig.

Wie bitte?

Überhaupt nicht. Wenn wir zum Beispiel flächendeckend in Deutschland Öko-Landbau einführen und das gleiche produzieren wollten wie mit der modernen Landwirtschaft heute, müssten wir über doppelt so viele landwirtschaftliche Flächen verfügen. Da wir die nicht haben, müssten wir sie uns im Ausland besorgen. Das vergrößert den Landraub sogar noch.

Nun gilt eine noch intensivere Bodennutzung aber als schädlich.

Intensitätssteigerung ist per se weder gut noch schlecht. Wie alles auf der Welt muss sie nachhaltig sein. Sie können Ertragssteigerungen durch mehr Düngemittel oder Pflanzenschutz erreichen oder aber durch Innovationen, die Sie in die Lage versetzen, mit den vorhandenen Düngemittel- und Pflanzenschutzmitteln mehr zu erreichen. Hier ist noch viel Spielraum.

Und worin liegt jetzt die Innovation?

Das sind zum Beispiel bessere Methoden zur Bestimmung des Bedarfs für Stickstoffdüngung und deren Ausbringung. Wenn Landmaschinen von Satelliten gesteuert über die Äcker fahren und sehr präzise den Dünger auf die Felder verteilen, braucht man deutlich weniger. Das Gleiche gilt für Pflanzenschutz. Da kann man unheimlich sparen. Auch die Gentechnik mit ihrem günstigen Verfahren der Editierung gehört dazu.

Aber wir wollen keine genmanipulierten Pflanzen.

Es gibt keine Gründe mehr dafür. Spontane Mutationen bei Pflanzen sind schließlich nichts anderes als das, was diese neue Methode bewirkt. Eines ist klar: Ohne diese Innovation werden wir nicht in der Lage sein, 2050 zehn Milliarden Menschen auf Dauer zu ernähren, dabei die natürlichen Ressourcen gleichzeitig zu schonen und die Artenvielfalt zu erhalten. Dessen sollten sich alle bewusst sein.

Das Gespräch führte Inge Kloepfer.

■ NAMEN & NACHRICHTEN

Aufatmen im Wolfsrudel

Jack Wolfskin hat neue Eigentümer. Von Jenni Thier

Es war ein zähes Ringen, das diese Woche (vorerst) ein Ende nahm: Jack Wolfskin, der wohl bekannteste Outdoor-Ausrüster in Deutschland, hat neue Eigentümer bekommen. Seit Jahren lasteten Verbindlichkeiten in dreistelliger Millionenhöhe auf dem Unternehmen aus dem hessischen Örtchen Idstein. Seit Jahren gab es immer wieder Gerüchte aus der Finanzbranche, die nichts Gutes für die Zukunft verhießen, der Untergang des Unternehmens sei nah, munkelten einige.

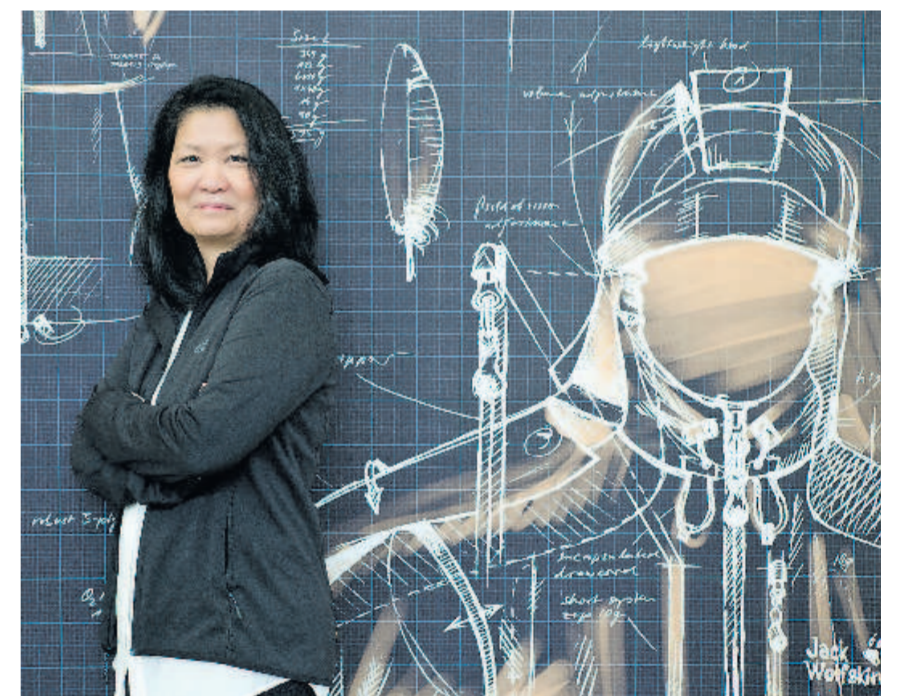
Am vergangenen Mittwoch schließlich wurden die Mitarbeiter zusammengetrommelt, Melody Harris-Jensbach (56), Chefin von Jack Wolfskin, konnte den Durchbruch verkünden. Vertreter der neuen Eigentümer, allesamt Hedgefonds, stellten sich vor, Erleichterung und sogar Applaus soll es aus den Reihen der Mitarbeiter gegeben haben. Auch für Harris-Jensbach ist die Nachricht der Einigung ein Befreiungsschlag. Als die Managerin mit koreanischen Wurzeln Ende 2014 zu Jack Wolfskin kam, war die Stimmung am Boden, man hatte mit großen finanziellen Problemen zu kämpfen. 2011 zahlte der Finanzinvestor Blackstone 700 Millionen Euro für das Unternehmen, 365 Millionen Euro betrug der Schuldenberg für den Outdoor-Ausrüster zuletzt. Auch im eigentlichen Geschäft lief es alles andere als rund. Zwischen 2005 und 2010 konnte Jack Wolfskin den Umsatz auf 345 Millionen noch mehr als verdreifachen. Danach stagnierte das Geschäft, die Nachfrage ging zurück, wie auch der Outdoor-Markt insgesamt nicht mehr im zweistelligen Prozentbereich wuchs. Auch mit der internationalen Expansion hatte sich Jack Wolfskin übernommen, was das Unternehmen bei den Kreditrückzahlungen in Verzug brachte.

Das soll nun alles der Vergangenheit angehören, wünscht man sich in Idstein. Das Ergebnis der Verhandlungen sieht vor, dass die Verbindlichkeiten um 255 Millionen Euro reduziert wer-

den. Wobei die Gläubiger nur auf 45 Millionen Euro komplett verzichten, der Rest geht in eine Holdinggesellschaft über, damit die große Summe nicht mehr das operative Geschäft belastet. So bleiben dort noch 110 Millionen Euro, und für diese Rückzahlung bekommt Jack Wolfskin mehr Zeit. Statt 2018 wird sie erst 2022 fällig. Die neuen Eigentümer geben dem Unternehmen zudem eine 25 Millionen Euro hohe Kapitalspritze. Für den ehemaligen Eigentümer Blackstone war Jack Wolfskin ein richtig schlechtes Geschäft, 300 Millionen Euro sind durch den Ausstieg verloren.

„Wir freuen uns, dass mit der neuen finanziellen Struktur eine solide Grundlage für weiteres Wachstum von Jack Wolfskin geschaffen wurde“, sagt Harris-Jensbach. Die Ordereingänge für die Herbst-/Winterkollektion lägen deutlich über dem Vorjahr. Allerdings schlägt sich das noch nicht so recht auf die Finanzen nieder. Das Ergebnis vor Zinsen, Steuern und Abschreibungen wird dieses Jahr wohl deutlich unter den 53 Millionen Euro des Vorjahres liegen. Währungseffekte und das China-Geschäft bereiten Sorgen.

Bisher sieht es aber so aus, als könnte Harris-Jensbach sich nun voll auf das eigentliche Outdoor-Geschäft konzentrieren. Die neuen Eigentümer haben dem aktuellen Management öffentlich Unterstützung zugesichert. Es heißt, dass sie keine eigenen Leute ins Management schicken und sich aus dem Geschäftlichen heraushalten wollen. Doch Harris-Jensbach ist klar, wie schnell sich die Situation ändern kann. Seit 30 Jahren arbeitet sie in der Branche, war in Europa, Amerika und Asien unterwegs. Schon öfter hat sich das Blatt gegen sie gewendet, etwa bei Esprit und Puma, wo ihr trotz guter Aussichten nicht der Sprung auf den Chefsessel gelang. Das hat sie vorsichtig werden lassen. Und so hält sie sich auch jetzt öffentlich lieber zurück. Sie weiß, dass sie nun unter noch stärkerer Beobachtung steht.



Melody Harris-Jensbach ist seit Ende 2014 Chefin von Jack Wolfskin.

Foto Frank Röth

Zuckerberg preist Alaska

Zur Jahreswende überlegen sich viele Leute einen guten Vorsatz fürs neue Jahr. Da ist auch Facebook-Chef Mark Zuckerberg (33) keine Ausnahme. Für 2017 hat er sich vorgenommen, bis zum Ende des Jahres mit Menschen aus allen 50 amerikanischen Bundesstaaten gesprochen zu haben. Also bereist er seit Jahresanfang immer wieder neue Staaten – soweit es sein Zeitplan zulässt – und gibt auf seiner Facebook-Seite regelmäßig Updates. Am vergangenen Wochenende war er mit seiner Frau Priscilla in Homer, Alaska, ganz im Norden des Landes. Besonders beeindruckt war Zuckerberg nach eigener Auskunft von dem Sozialsystem in Alaska, von dem das restliche Amerika noch etwas lernen könne. Als eines

von vielen Beispielen hob er hervor, dass Alaska eine Art Grundeinkommen namens „Permanent Fund Dividend“ habe. Jedes Jahr werde ein Anteil des Öl-Verkaufs des Staates in einen Fonds geleitet, aus dem die Bewohner Alaskas pro Person eine jährliche Dividende von um die 1000 Dollar erhielten. „Das kann vor allem für Familien mit fünf oder sechs Leuten bedeutsam sein“, schreibt Zuckerberg, der neben den politischen Statements noch Zeit fand, sich im Lachs-Filetieren zu üben. Für so manch einen ist seine Reise durch das Land Ausdruck für politische Ambitionen. Zuckerberg allerdings wiegelt ab. Auf die Frage, ob er plant, für das Präsidentenamt zu kandidieren, antwortete er schlicht: „Nein.“ jet.



Facebook-Chef Mark Zuckerberg (rechts) beim Lachs-Filetieren. Foto M.Zuckerberg/Facebook